

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Sorgen im Oberhaus

(E. Thöny)



„Wird's dem neuen Sowjetbotschafter genügen, oder müssen wir noch weiter nach links rücken?“

Apprensioni nella Camera dei Pari: „Basterà così al nuovo ambasciatore sovietico . . . o dobbiamo accostarci ancor più a sinistra?„



„Glauben Sie mir, Inädige, in diesem Stöfchen werden Sie so jung aussehen, det Se uff Kinderkarte Eisenbahn fahren könn!“

Acquisto vantaggioso: „Credetemi, signora... questa stoffetta Vi farà sì giovane che in ferrovia potrete viaggiare con un biglietto per bambini!..“

BESUCH DES TEUFELS

Um das Jahr 1905 herum wurde die dänische Insel Seeland von einer ganzen Reihe mystischer Brände heimgesucht. Nach und nach gelang es der Kriminalpolizei, die Verbrecher aufzuspüren, und diese wurden dann von dem damaligen Kommissionsrichter Sylow abgeurteilt. Richter Sylow war ein sehr scharfer Herr, seine Methoden beim Verhör konnte man wirklich nicht zart nennen, aber es gelang ihm immer, den Verbrecher zum Geständnis zu bringen. Der Name Sylow wurde für die dänischen Verbrecher nach und nach zum Schreckgespenst.

Eines Tages wurde in Nordseeland ein Bauer ermordet aufgefunden. Auf Veranlassung Sylows verhaftete die Kriminalpolizei einen Schuster aus dem Dorf, aus dem der Ermordete stammte. Man brachte ihn ins Gefängnis, aber der Schuster bezeugte immer wieder seine Unschuld, die Sache ging nicht weiter. Kommissionsrichter Sylow, der die Leute aus dieser Gegend sehr genau kannte und wußte, wie abergläubisch und furchtsam sie im Grunde waren, dachte sich nun einen Trick aus, der in den Akten der dänischen Polizei ziemlich einzig dastehend ist.

An einem dunklen Winterabend erschien in der Zelle des Verhafteten der leibhaftige Teufel! Er hatte ein feuerrotes Gewand an, einen langen Schwanz und gewaltige Hörner. Die Hände waren furchterregende Klauen und das Gesicht eine scheußliche Teufelsfratze. Eine Theatertruppe, die gerade das Schauspiel „Das alte Spiel von Jedermann“ aufführte, hatte dem Kriminalbeamten bereitwillig das Teufelskostüm zur Verfügung gestellt und der Theaterfriseur hatte seine ganze Schminkkunst angewandt. Und doch hatte Richter Sylow diesmal keinen Erfolg.

Als der „Teufel“ in leibhaftiger Gestalt in die Zelle des Gefangenen kam und sich drohend vor dem Verdächtigen aufplante, brach der Schuster in ein schallendes Gelächter aus: „Ha, ha, ha — das kann mir überhaupt nicht imponieren! Glaubst du, ich hätte Angst vor dir? Nee, ich hab schon etwas viel viel Schlimmeres als den Teufel gesehen — nämlich Sylow!“

LOCH IM STRUMPF

VON WALTER FOITZICK

Es wäre eine glatte Lüge, wenn ich behauptete, daß mich das Loch im Strumpf überrascht, daß ich etwa ausriefe: „Donnerwetter, wie kommt denn das da hinein!“ Ich weiß nicht, wie das bei Ihnen ist, bei mir ist es so, daß ich auf das Loch im Strumpf warte, manchmal länger, manchmal kürzer. Ich kenne die Stellen genau, wo es entstehen wird. Bei mir sind Löcher an gewissen Strumpfstellen ein Brauchtum, wie Weihnachten, wie Neujahr oder wie die Aufforderung zur Steuererklärung, niemals kommen sie überraschend, ich erwarte sie geradezu. Da haben wir zum Beispiel das Loch vorne an der großen Zehe, es ist das Standardloch, mit dem geht's los. Bei Ihnen mag's eine andere Stelle sein, jeder hat seine schwache Stelle, und eines Tages ist der längst erwartete Angriff an der Strumpffront da, und wo vorher Strumpf war, ist dann Zehe. Was tritt jetzt bei einem ordentlichen und wohlbehüteten Manne ein? Die Hausfrau wirft sich in die Bresche, stopft die Stelle mit frisch herbeigeführten Kräften, und im Gegenstoß ist die offene Stelle wieder abgeriegelt.

Ach, auf wie lange?

Ich habe jahrelang einen Kampf gegen nimmer-

müde Frauenhände geführt, einen geistigen Kampf. Ich habe argumentiert: Wenn die große Zehe den Freiheitsdrang spürt, laßt dem Kinde doch die Bulette, fällt ihm nicht in die Zügel, der Freiheit eine Gasse, und jeder großen Zehe ihr Loch!

Da hätten Sie mal die Beherrscherinnen der nim-

ABSEITS

Volkes Stimme, Gottes Stimme... Nicht in Liebern bloß voll Duft macht sie ihrem Seelengrimme, ihren Wonneträumen Luft.

Willst du wissen, wie sie denken und was ihr Gemüt vermißt, mußt du deine Schritte lenken dahin, wo es einlamt fit.

Mancher kriehet zurückgezogen, was er fo bei sich empfand, anonym und ungelogen an die nächste bette Wand.

Ratatóker

mermüden Hände hören sollen: Unmöglich, ein Loch im Strumpf geht gestopft, wenn es bis zum Jüngsten Tage immer wiederkehrt: Ordnung muß sein! Obwohl das Letztere in der Welt nicht beweisbar ist, habe ich einen Kompromiß vorgeschlagen. Ich habe gesagt: „Wenn ihr schon Ordnung wollt, nun so schafft sie, säumt das naturgewollte Loch sauber ein, meinestwegen mit farbigen Zierstichen, wöglich kunstgewerblich. Zeigt aller Welt dadurch, daß hier Ordnung herrscht und geht kund, daß hier ein Loch ist, das mit Wissen und Willen der aufsichtführenden Behörde besteht.“

Oh, meine Freunde, wie bin ich mit diesem Vorschlag nicht durchgedungen. Man entgegnete mir, gesäumte Löcher habe es bisher auf der Welt noch nie gegeben, und der einzig sinnmäßige Zweck einer solchen Beschädigung im Strumpf sei der, repariert, gestopft zu werden. Ich habe vielen Frauen am Werke diesen Vorschlag gemacht, alten und jungen, dicken und dünnen, guten und fremdsässigen, fleißigen und künstlerisch interessierten, alle schauderten vor der Vorstellung zurück, einen durchgeschauerten Strumpf sauber einzusäufen.

Jahre habe ich geschwiegen, nun trete ich an die Öffentlichkeit, vielleicht, daß sich doch ein Verein oder eine Gesellschaft zusammenfände, die die gesäumte Lochsache auf ihre Fahnen schriebe.



„Was hat denn unser sowjetischer Patient, Schwester Britannia, daß er wieder so zu toben anfängt?“
„Er verlangt nach einem echten Kräftigungsmittel, dieser sizilianische Ersatz paßte ihm nicht!“

Davanti alla stanza del malato: „Cosa ha mai il nostro paziente sovietico, Suor Britannia, che comincia di nuovo a smaniare?„ — „Egli domanda un vero mezzo tonico; questo surrogato siciliano non gli è piaciuto!„

BRUTTO + TARA = NETTO

VON AAGE V. HOVMAND

„Das war ein ausgezeichnetes Essen, das wir hier bekommen haben!“ sagte meine Frau. Wir saßen in der Bahnhofshalle von Kalundborg, auf der Heimfahrt von einem vierzehntägigen Sommeraufenthalt.

„Ja“, sagte ich, „du hast ja auch tüchtig eingeschauelt. Ich möchte garantieren, daß du in den vierzehn Tagen mindestens deine fünf Kilo zugenommen hast!“

„Ausgeschlossen! Ich bin doch immer so vorsichtig...“

„Wollen wir wetten?“

„Das können wir! Wer verliert, muß morgen die Anstandsvisite bei Tante Jolante machen... und ihr einen Karton Pralinen verehren!“

Die Wette wurde abgeschlossen. Aber wie sollte sie ausgetragen werden?

„Hier steht ja ein Wiegeautomat!“ rief ich.

„Ja, das könnte dir so passen — mich mit Zeug und allem zu wiegen! Nein, reines Gewicht muß es sein!“

Meine Frau wurde zu Hause jede Woche in der Badeanstalt gewogen. Am Tage vor unserer Abreise in die Ferien wog sie 85 kg netto. (Das ist eigentlich ein Familiengeheimnis. Es tut mir leid, daß ich es verraten muß, aber es ist zum Verständnis meiner Geschichte notwendig. Hoffentlich erfährt meine Frau es nicht!)

„Ja, das bißchen Sommerkleid kann doch nicht soviel ausmachen?“ versuchte ich einzuwenden.

„Ich hab' ja auch wohl nichts drunter! Und der Hut... die Schuhe... und die Bleiklumpen! (Noch ein Familiengeheimnis: meine Frau näht sich Bleiklumpen unten in den Rocksaum, damit er schön glatt fällt.)

„Ja, ja“, sagte ich, „dann wieg dich doch ohne Zeug.“

„Ohne Zeug!“ Meine Frau bekam einen Schreck. „Willst du etwa, daß ich mich hier ohne Zeug auf die Waage stelle?“

„Das natürlich nicht! Wenigstens nicht so direkt — aber mit etwas Grütle im Kopf läßt sich das schon machen. Sieh: es wieg dich mal mit Zeug. Dann gehst du in die Telefonzelle dort und ziehst dich aus. Ich geh dann hin und wiege das Zeug. Wir ziehen das Gewicht des Zeuges ab — und dann haben wir dein Gewicht ohne Zeug!“

„Ja, aber... können wir das denn... hier?“

„Selbstverständlich! Es dauert noch ungefähr eine Stunde, bis der Zug fährt!“

„Ich weiß nicht recht...“

„Hör zu: wir sind uns doch einig, daß wir unsere kleine Wette austragen wollen? Nicht wahr? Gestern, als ich ins Wasser waltete, hastest du nicht so viele Bedenken! Und das war noch dazu am offenen Strand!“

„Wenn nun aber jemand kommt und mich sieht...“

„Das wäre viel schlimmer für ihn selber! Übrigens geht niemand in eine Telefonzelle, wenn jemand darin steht und spricht! Und die Scheibe ist aus Metall — wenn man sich nicht gerade dagegen lehnt, kann man draußen gar keine Einzelheiten erkennen. Außerdem kannst du ja den Türgriff festhalten. Das Ganze dauert ja nur einen Augenblick! Aber du bist vielleicht bange?“

Meine Frau wollte es nicht auf sich sitzen lassen, daß sie triumphiere. Außerdem wollte sie gerne den Bungee auskosten, die Wette zu gewinnen — sie schien sich dessen ziemlich sicher zu sein — und mich morgen lustlos zu sehen, um mit Tante Jolante Jeremiaden anzuhören.

Also stand mein Ehemann etwas später auf der Waage. Ich suchte aus dem Rest des Feriengeldes ein wohlgeformtes Fünf-Dre-Stück heraus, steckte es in den Schlitz und wir erwarteten mit Spannung das Ergebnis.

92½ kg! Die Wette stand also auf der Kippe. Es war spannend.

Leicht und graziös stieg meine Frau von der Waage herab. Sie legte Tasche und Regenmantel

fort und verschwand in einer Telefonzelle. Etwas später öffnete sich die Tür auf einen Spalt und ein Bündel aus sämtlichen Sachen, die für gewöhnlich dazu dienen, den charmanter Körper meiner besseren Hälfte vor den neugierigen Blicken der Menge zu schützen, als da sind Kleider, Hut, Strümpfe, Schuhe, wurde mir herausgerollt.

„Du hast mir wohl das Telefonbuch mitgegeben?“ fragte ich, als ich das Bündel entgegennahm. „Jetzt sei ganz ruhig! Tu so, als ob du telefonierst!“

„Ja aber... was soll ich denn sagen?“

„Sagen! Das fragst du mich, der man sonst das Mundwerk wenigstens zwanzig Minuten lang nicht anhalten kann, wenn du erst einmal einen Telefonhörer in der Hand hast! Stell dir doch vor, du ständest auf der Treppe und klönstest mit Frau Hansen!“

Ich zog ein Fünf-Dre-Stück hervor und stieg mit dem Zeug auf die Waage. Da ich nicht sicher war, ob die Personenwaage solch kleine Quanten wie das Zeug alleine überhaupt wiegen könnte, wollte ich die Gelegenheit benutzen und mit demselben Fünfer mein eigenes Gewicht feststellen — man muß ja sparen, wo man kann!

Die Waage zeigte 64 kg an. Ich war das Bündel von mir und die Waage ging auf 62 kg zurück. Ich war immer ein tüchtiger Rechner gewesen — ich wußte jetzt, daß die Sachen meiner Frau 2 kg wogen. Hingegen etwas anderes wußte ich nicht, und das war, daß ein großer schwarzer Pudel schon eine Zeit lang ebensolches Interesse an mir hatte wie ich an meinem Gewicht. Als ich das Zeug wegwarf, geriet er in helles Entzücken darüber, daß ich mit ihm spielen wollte, ergriff das Bündel und zwitzelte mit ihm zur Tür hinaus.

Ich stürzte hinterher, und als der Hund merkte, daß ich mißspielte, wurde er reinweg ausgelassen. Er sauste um den Hafenplatz herum und zerzte das Bündel hin und her; dabei knurrte er vor Wonne. Nach und nach verlor er die Schuhe und den Hut; doch jedesmal, wenn ich ihn belnähete zu fassen bekam, entwischte er mir wieder. Die wilde Jagd löste unter einer Schar jugendlicher Zuschauer begeisterten Jubel aus, so daß sie den Pudel mit lebhaften Zurufen immer wieder ermunterten. Als schließlich ein paar Matrosen auf einem Schiff, das auf der Kalmøer lag, angingen, nach dem Hund zu pfeifen, sprang er freudestrahelnd über den Landesteg an Bord. Auf der schmalen Laufbrücke stieß das Zeug gegen das Geländer; der Hund verlor es, und während er mit dem besten Gewissen der Welt bellend um die Matrosen herumspazierte, näherte ich mich dem Bollwerk — gerade noch zeitig genug, um

zu sehen, wie das Sommerkleid meiner Frau samt ihren Unausprechlichen (dank der Bleiklumpen im Kleide!) auf den Grund des Hafens versank.

„Hurrah, ich hab gewonnen!“ rief ich, indem ich die Tür der Telefonzelle auf einen Spalt öffnete: „Das Zeug wog 2 Kilo — du wienst also 90½!“

„Du kannst also gern Tante Jolante anrufen und ihr sagen, daß du kämest...“

„Mein Zeug!“ unterbrach mich meine Frau. Ich langte den Hut und die Schuhe und ein bißchen Unterwäsche, die ich am Kai aufgesammelt hatte, durch die Türzelle.

„Wo ist das andere?“ Meine Frau klapperte unheimverkündend mit den Zähnen.

Es gab also keinen Ausweg! So schönend wie möglich erklärte ich, daß es im Augenblick leider mit gewissen Schwierigkeiten verbunden sein würde, sowohl das Kleid als auch die Unausprechlichen herbeizuschaffen, weil diese Gegenstände auf dem Grunde des Hafens ruhten.

Ich möchte nicht näher darauf eingehen, was meine Frau sagte, als ihr die Lage in ihrer ganz Grausigkeit klar wurde. Die Wahl ihrer Ausdrücke war, wie die Psychologen „affektbetont“ nennen, und der Inhalt war ja, so betrachtet, bloß für mich bestimmt.

Mit Rücksicht auf den neugierigen Zuschauer wurde ich in die Farnsprechzelle hineingezogen, und hier wurde eine kurze, aber lebhaft Konferenz abgehalten, deren Höhepunkte die folgenden waren:

1. daß nur noch 10 Minuten wären, bis der Zug abfuhr,
2. daß es innerhalb dieser Frist nicht möglich sein würde, Tauchermittel herbeizuschaffen, um die versunkenen Effekten zu bergen,
3. daß unser finanzieller Status wie auch das Ende meines Urlaubs keine Verlängerung unseres hiesigen Aufenthaltes gestatteten.

Als diese Punkte geklärt waren, stellte meine Frau die Frage, ob ich ein Gentlemen wäre oder nicht.

Ich erwiderte, ich wäre es. Die Folge davon war, daß, als etwas später die Tür aufging und ich vor ein staunendes Publikum trat, meine Frau mit meinem Jackett und meinen Beinkleidern angetan war, während ich selber in Hemdärmeln und Unterhose erschien. Zur Entschädigung durfte ich den Regenmantel meiner Frau überziehen, der in der Vorhalle auf der Bank lag.

Als wir im Zuge saßen und annähernd zu Hause waren, rief meine Frau plötzlich freudestrahelnd: „Der Mantel... und die Tasche!“

„Was ist los?“

„Ich stand ja damit auf der Waage... mit dem Regenmantel und der Tasche und dem Photopaparant darin! Und nachher legten wir die Sachen auf die Bank... und du hast sie nicht mitgewogen, als du das Zeug gewogen hast! Also wiege ich um so viel weniger!“

Auf dem Heimweg nahmen wir ein Taxi. Bei einem Bäckerladen, der noch offen hatte, ließ ich halten. Unsere Wette mußte doch endlich einmal entschieden werden.

Das Gesicht des Bäckerfürlens nahm einen etwas erstaunten Ausdruck an, als sie mich in Regenmantel und Unterhosen, mit einer Damentasche in der Hand, eintreten sah. Ich jedoch entledigte mich meines Mantels und bat sie, mir den Dienst zu erweisen und Mantel und Tasche zu wiegen.

Der Dame war offenbar bekannt, daß man Verdrücken nicht erwidern sollte, denn sie ging stracks auf mein Ansinnen ein.

Die Sachen wogen gut ihr 1½ kg. Meine Frau wog also nicht 90½, sondern nur 89 kg. Und so war es denn, der am nächsten Tage Los müßte, um bei Tante Jolante die Anstandsvisite zu machen.

Ich erstattete ihr Bericht über unsere Heimkehr von unserem Ferientaufenthalt; jedoch erwähnte ich nicht, wie wir nach Hause gekommen waren: ich hatte das Gefühl, als ob Tante Jolante das nicht gern hören möchte. Ich wollte auch nicht gern entberbt werden: die Wette war mir schon teuer genug zu stehen gekommen!

(Aus dem Dänischen von John W. R. Hellmann)

BESTALLUNG

*Jeder Tag, da du krank bist,
Ist ein heimlicher Ruf.
Fern aller Freuden, trägt er dir
Den Klang herzu, den dunklen, für
Die Heimkehr aus andere Ufer.*

*Jeder Tag, da du wohl bist,
Ist ein lärmender Ruf.
Fern aller Leiden, trägt er dir
Den Klang herzu, den hellen, für
Das tändelnde Spiel mit dem Ufer.*

*Jeder Tag, da du Mensch bist,
Drängt hinüber aus Ufer.
In Freud und Leid, in Glück und Traum,
Bist du, und weißt es selber kaum,
Des Todes gehorsamer Ruf.*

Ludwig Eduard Fleischmann

Das Porträt

(K. Helligstädt)



„Recht gut haben Sie mich gemalt, aber ich vermisse den geistigen Ausdruck!“
„Ja — ja, — gnädige Frau, den habe ich auch immer vermißt!“

Il ritratto: „Mi avete dipinto proprio bene... ma vi manca l'espressione dell'anima!,
“Già... già... signora, anch'io ne ho sentito sempre la mancanza!,,

SOMMERABEND

VON PAUL VERLAINE

Der Mond tritt rot am Himmelssaum hervor.
Im Rauche träumend schläft die Wiese ein.
Der Nebel tanzt. Die Wasserfrösche schreien.
Ein leises Schauern bebt durch's schwanke Rohr.

Die Wasserrose schließt sich scheu und bleich.
Die Pappeln schatten hoch und weit dahin.
Gespenstern gleich, die durch den Nebel ziehn:
Luchtkäfer glänzen irrend im Gesträuch.

Der Nachtkauz hat sich ruh'los aufgemacht.
Schwerflügelig schweif er durch die dunkle Luft
Und den Zenith erfüllt ein weißer Duft.
Hell glänzt die Venus auf und es ist — Nacht!

Deutsch von Gerhart Haug

NOVELLE OHNE FRAU

VON SCHLEHDORN

Der alte Geheimrat Trüffel erzählte, wenn Julius ihn in seiner Jungseleensamkeit besuchen kann, gern so seltsame Geschichten, die er selbst immerwählig selbst erlebt hatte.

Es ist wohl 50 Jahre her, begann er heute, daß mich ein Freund zu dreitägigem Besuch bei seinem Onkel einführte. Der alte Herr hieß wie das Schloß, das er bewohnte. Das war rings um einen stillen Hof gebaut, in dem zwei Edelkastanien blühten, eine mit weißen, eine mit roten Kerzen. Vor den Zimmern oben zog sich ein Altan mit hohen Bögen, an jeder der Langseiten des Hofes von einem runden Turm unterbrochen. In dem einen davon gähnte dunkel das Tor mit der Aufschrift — „Wir ziehen die Zugbrücke jetzt nicht mehr hoch“, sagte der alte Andreas, „das gab immer Ärgerlichkeiten mit dem Postboten und anderen Amtspersonen, die hereinwollten. In dem Turm gegenüber war der sonderbar kleine Eingang mit prächtigem Frührenaissanceportal und schrägen Fenstern darüber, an denen man bis draußen sieht, wie die Treppe steigen muß. Der alte Schlossherr mit seinen weißen Haaren, schwarzen Brauen und lebhaften Augen sah selten Menschen, aber er plauderte gern.

Am ersten Abend, als ich mich umzog zum Essen, geschah etwas Seltsames.

Ich hörte, wie auf dem schweigenden Hof ein Wagen vorfuhr, ein uraltimodiger, breit und wahrhaftig noch mit kleinen Blumen bemalt, dessen Coupé in breiten Riemen hing. Dann öffnete sich die Tür unter dem Renaissancebogen, und heraus trat der alte Herr — aber so, als ob er einen Gast vorangehen ließe — ging mit kleinen, höflichen Schritten bis an den Wagenschlag, öffnete ihn, verneigte sich, machte eine Bewegung mit der Hand, als ob er jemandem in den Wagen hülte, klinkte dann selbst den Wagenschlag zu, verneigte sich abermals und zog sich, während die Karosse durch das Tor hinausfuhr, leise wieder zurück.

Nanu, fragte ich mich — und beobachtete am Abend meinen Gastgeber mit neugierigem Staunen. Der überah das und erzählte von Ponzellan. Seine Hände paßten gut zu dem Gespräch. Von grünen Drachmestern sprach er und von den Verwidelungen beider L in der Marke von Sèvre und dem Alphabet darin, das, 1753 beginnend, beim zweitenmal bis RR kam, da war schon Revolution; und zuletzt setzte Buonaparte seinen feinsten, kleinsten Adler über die Jahreszahl, und der Stil wurde grob und Empire. Vor Tranken einen ganz leichten Sekt...

Am nächsten Abend beim letzten Sonnenstrahl derselbe Wagen und dasselbe Bild. Diesmal bemerkte ich schon, wie der Kutscher Wenzel mit der Peitsche grüßte, und daß der alte Herr von einem Reitrock Abstand hielt, und daß die Hand sehr klein war, die sie während des Einsteigens in die seine legte, und

daß er wohl mit einem Lächeln gelohnt wurde. Träume ich oder sehe ich Gespenster?, dachte ich bei mir und fragte hernach meinen Freund. Aber der war in der Bibliothek gewesen (die lag übrigens im Turm mit ihren 5000 braunen Bänden in Leder und Gold, und wenn man die Tür schloß, war es ein rundes Gefängnis der Gelehrsamkeit).

Er hätte nie derartiges beobachtet, sagte er. Frauen, nein, Frauen gäbe es hier nicht, weder junge noch alte. Vielleicht in der Küche.

Beim Abendessen erzählte der alte Herr vom Niedergang der Heraldik seit 1550. Aus Wappenschilden standen Legenden auf und in ihrem Grunde leuchtete das Geheimnis der Runen. Warum wohl die Lilie von Florenz blüht und die Bourbonische nicht? Warum die Sickingen Schwannenhäse in der Helmzier trügen und was die sieben Kugeln der Medicci bedeuteten — ob sie wirklich Apotheker gewesen sind? Des Hausherrn eigenes Wappen auf Besteck und Gläsern, aus denen man einen alten Mosel trank, zeigte zwei rote Balken in weißem Feld, — „das waren die Schlüsselbänder ursprünglich“, erklärte er.

Als ich dann später mit meinem Freund durch den Seiteneingang zu unseren Zimmern ging, — der alte Andreas trug den Leuchter voran, — lächelte aus einer Reihe alter Bilder ein ganz junges Mädchen herunter, hochtoppiert, den etwas hochmütigen Mund sehr rot in dem kleinen, gepuderten Ge-

sicht, und große Augen, in denen alle Fröhlichkeit und Traurigkeit und Zärtlichkeit auf das Leben wartete. In dem weißen, atmenenden Ausschneid glaubte man das Blut pulsieren zu sehen.

Auf meine Frage, wer das sei, rechnete mein Freund sich aus: „das ist wohl eine Urgroßtante meines Onkels.“ „Du irrst dich“, sagte ich damals, „so sieht keine Tante aus. Es muß eine Urgroßcousine gewesen sein.“ „Ja, wenn die damals“ — setzte der alte Geheimrat mit einer fast jugendlichen Verlegenheit hinzu — „aus dem goldenen Rahmen gestiegen wäre und noch frei gewesen wäre, und mich gemacht hätte, so hätte ich hätte vielleicht goldene Hochzeit...“

Am dritten Abend wieder der Wagen und wieder das häßliche Abschleiden. Am Fenster wartend erstaupte ich kaum: Jetzt meinte ich selbst schon die reizende junge Frau zu sehen. Sie stieg ein und lächelte und glüch nur allzusehr dem Bild von gestern Nacht. Und fuhr durch das dunkle Tor in die Abendröte hinaus.

Gut, daß ich mich abreiste, dachte ich bei mir. Und als ich zum ersten Mal ins Ansg. fragte, was das mit dem Wagen sei, fragte der gut-erzogen zurück, zu welchem Zug der Herr Doktor den Wagen befähle und ob er packen dürfe.

An diesem Abend sprach der alte Herr beim Essen über Politik, — über die Politik Karls des Kühnen von Burgund. Der seine Pläne viel zu weit spannte für einen Fürsten, der keine Söhne hat.

Als hätte René von Lothringen nicht entschienen lassen dürfen. Die Schweizer Zehnen über Granon und Murten seien weit übertrieben, tatsächlich wären sie in doppelter Übermacht gewesen. Es ist nicht immer der Erfolg, der über den Ruhm entscheidet... Der alte Herr hatte offenbar viel darüber gelesen, auch wohl geschrieben. Auch veröffentlicht? „Nein, wie kommen Sie darauf?“

Er dankte mir für den Besuch und trank mir zu mit einem sammelt-schweren Burgunder...

Ich habe ihn nicht wiedergesehen. Als ich am anderen Morgen ganz früh mit dem Gutsauto über den Hof, der von weißen und roten Blüten bestreut war, durch das Tor, das in einem gerahmten Bild die Felder und den Himmel zeigte, und über die polternde Zugbrücke in die Wirklichkeit zum Bahnhof fuhr, da habe ich mir überlegt:

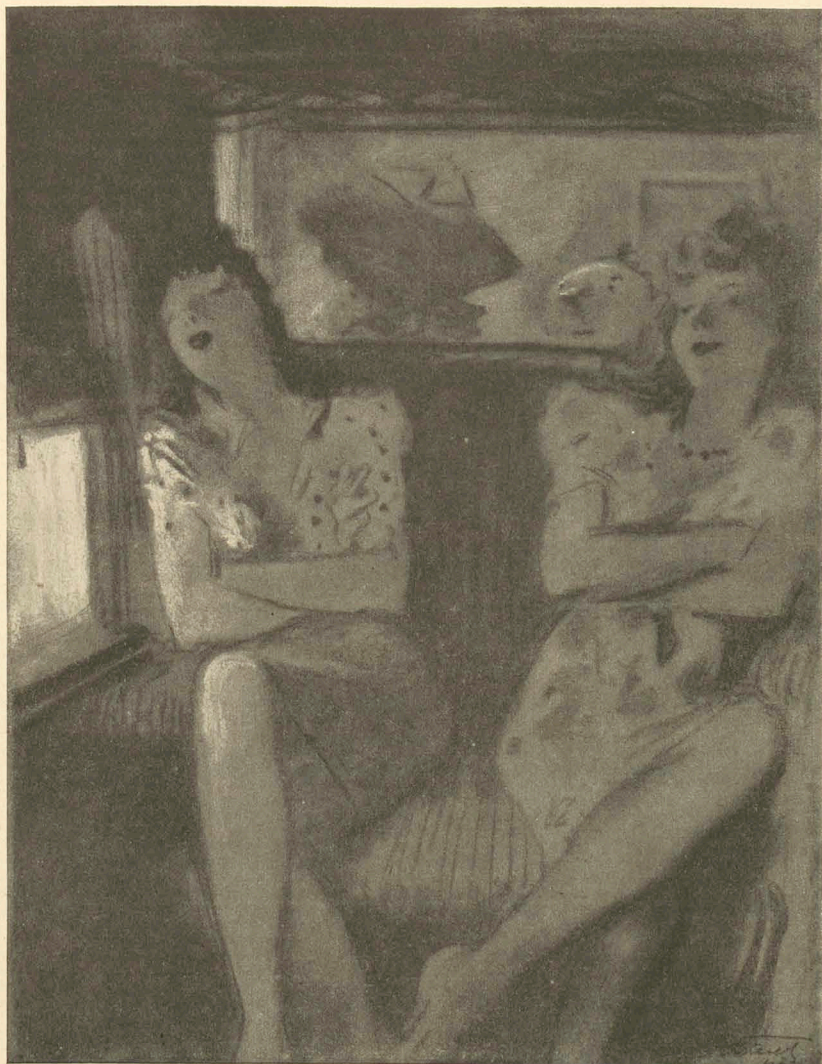
Gesehen, eigentlich gesehen hatte ich nichts, als einen leeren Wagen. Aber erlebt hatte ich mehr, als ich erzählen könnte. Erst dachte ich, ich hätte gesponnen in dem versponnenen Haus. Aber es hat alles seinen Still: Kleine Leute empfangen Ihre Erinnerungen in der Dämmerung zu Fuß. Warum sollte einer nicht anspornen lassen für etwas, das verloren oder vergangen oder verwunschener ist, — für seine Jugend — oder die Grazie — oder die Vornehmheit selber?

(Hanna Nagel)



Die Aufgeweckte

(R. Kriisch)



„Intelligent siehst du nicht aus, wenn du schläfst, Martha!“
„Um so besser, dumme Frauen haben Glück bei Männern!“

La briosa: „Non sembri mica intelligente, Marta, quando dormi!“,
„Tanto meglio; le donne stupide hanno fortuna cogli uomini!“

DAS ORAKEL VON ABONUTEICHOS

VON HANS ROLAND

Es bestand kein Zweifel, daß das delphische Orakel nicht nur eine höchst wunderbare, sondern auch eine sehr einträgliche Einrichtung sein mußte. Dies wollte dem jungen Alexander von Abonuteichos selernezt nicht mehr aus dem Kopf, denn er hätte die einträgliche Seite des Orakels ebenso gut brauchen können wie die wunderbare. War er doch nur ein unwichtiger Einwohner des kleinen Dorfes Abonuteichos und konnte außer einem hübschen Gesicht und seiner angeborenen Schlaueit nichts bieten, was die Aufmerksamkeit der schönen Rutillia, und — was fast noch entscheidender war — die Gunst ihres reichen Vaters, des kaiserlichen Steuerinspektors, auf sich zu ziehen vermochte.

Der arme Alexander dachte Tag und Nacht an seine geliebte Rutillia, und der Gedanke an das delphische Orakel ließ ihn nicht mehr los. Ja, wenn er so einen Spruch, einen ganz kleinen Spruch nur, von der zukunftsweisenden Pythia vorweisen könnte, der dem Steuerinspektor vorausgäbe, daß seine schöne Tochter nur für ihn, den armen Alexander, von den Göttern selbst bestimmt war. Aber Delphi war weit und Alexander eben zu arm, um das Schicksal auf diese Weise beeinflussen zu können, denn die Propheten von Delphi waren damals bereits recht teuer geworden. Aber mußte es schließlich ein delphisches Orakel sein? Alexander fand, daß man sich nicht immer auf ferne Götter verlassen konnte und beschloß seinem Glücke selbst ein wenig nachzuhelfen. So setzte er sich eines Tages auf die Stufen, die zum Hause seiner Rutillia führten. Dort blieb er nun und erzählte jedem, der es wissen wollte daß er von den Göttern dazu bestimmt sei, der Schwiegersohn des kaiserlichen Steuerinspektors zu werden. Nun warte er, bis man ihn zur Hochzeit hole.

Er mußte lange warten. Dann wurde aber dem Steuerinspektor der ungebetene Gast vor seinen Toren mit den lächerlichen Reden lästig und er verwies ihm den Platz mit recht unhöflichen Worten.

Doch Alexander war darüber nicht beleidigt, und während er sich zum Gehen wendete, rief er dem kaiserlichen Beamten noch nach: „Leb wohl, Schwiegervater, und grüße Rutillia, meine Braut!“ Von nun an predigte Alexander über sein Schicksal auf dem Markte von Abonuteichos. Aber er verließ seinen Weissagungen größeren Nachdruck, indem er jedesmal, wenn Rutillia oder ihr Vater auf den Markt kamen, in eine Verküzung fiel. Zu diesem Zwecke kauete er eine Wurzel von Seifenkraut, so daß der Schaum aus seinem Munde trat.

Und siehe da, schon fanden sich einfältige Leute, die seinen Worten Glauben schenken und ihn baten, um ein paar kleine Geldstücke auch ihnen die Zukunft zu verraten.

Rutillia jedoch lachte nur und ekelte sich vor dem Schaum aus dem Munde Alexanders. Ihr Vater lachte nicht mehr, sondern erließ ein kaiserliches Dekret, wonach das Wahrsagen auf dem Markte von Abonuteichos doppelte Steuern kostete.

Dies ärgerte Alexander, und er verschwand auf mehrere Tage, denn er konnte die Steuer nicht bezahlen.

Nach seiner Rückkehr begab er sich zu einem Teich in der Nähe des Dorfes. Dort begann er zunächst in Stille ein großes Wunder vorzubereiten. Er bohrte in ein Gänseel eine kleine Öffnung und steckte durch diese eine kleine Schlange in

das Ei. Dann verschloß er die Öffnung sorgfältig mit Wachs und Bleiweiß und legte das Ei an eine bestimmte Stelle im Teich.

Nach diesen Vorbereitungen lief er seifenkrautkauen nach Abonuteichos und rief in Verküzung die Einwohner zusammen. Es waren nicht wenige, die ihm neugierig an den Teich folgten. Und alle konnten vor Staunen beobachten, wie Alexander nun ein Gänseel aus dem Teich schöpfte, es zerbrach und die kleine Schlange sich um seine Finger wand. Alexander war nun ohne Zweifel ein großer Zauberer und damit ein Liebling der Götter. Von weit und breit kamen die Neugierigen, ihn zu sehen und seinen Orakeln zu lauschen. So verdiente er bald genug damit, um auf den Marktplatz zurückkehren zu können.

Als der kaiserliche Steuerinspektor davon hörte, schickte er seine Gehilfen aus, um von Alexander die doppelte Steuer einzulziehen.

Dieser zählte jedoch lächelnd und kam selbst zu ihm, um seine Werbung um Rutillia zu wiederholen. Der Steuerinspektor nahm das Geld in

Empfang und ließ Alexander dann hinauswerfen, denn seine Tochter war dem reichen Kaufmann Lucian versprochen.

Alexander ließ sich nicht beirren. Er schlug am Marktplatz eine Bude auf, in der es ziemlich dunkel war. In ihr setzte er sich auf einen Stuhl und nahm eine große Schlange unter den Arm. Den Kopf der Schlange klemmte er sich zwischen die Achsel. An das andere Ende der Schlange aber brachte er einen großen menschenähnlich bemalten Kopf aus Leinwand an, der das Maul mit Hilfe von feinen Pferdehaaren öffnen und schließen konnte.

Da staunten die Einwohner von Abonuteichos wieder! Und sie kamen abermals von weither, um diesem Wundertier einen Zettel und ein Geldstück ins Maul zu werfen, worauf es dann einen anderen Zettel mit dem Orakel von Abonuteichos ausspuckte.

Je mehr Rutillias Vater die Steuer für das Orakel erhobte, um so teurer wurden die Weissagungen von Alexanders Wunderschlange. Dies war nun wieder nicht sehr zum Vorteil des kaiserlichen Steuerinspektors, denn Rutillia gehörte schon längst zu den besten Kundinnen Alexanders und mußte verstoßen mit ihres Vaters Geld die kostbaren Prophezeiungen bezahlen. Und wie sehr auch Alexander seiner Wunderschlange zuzureden schien, sie spuckte nach wie vor erst den Orakelzettel aus, nachdem ihr die entsprechende Gebühr ins Maul gesteckt war. Allmählich mußte Alexander daran denken, seinen Betrieb zu vergrößern. Er stellte sich Protokollführer und alle möglichen anderen Gehilfen an und baute sich ein Haus, wo er in aller Bequemlichkeit leben und wahrsagen konnte.

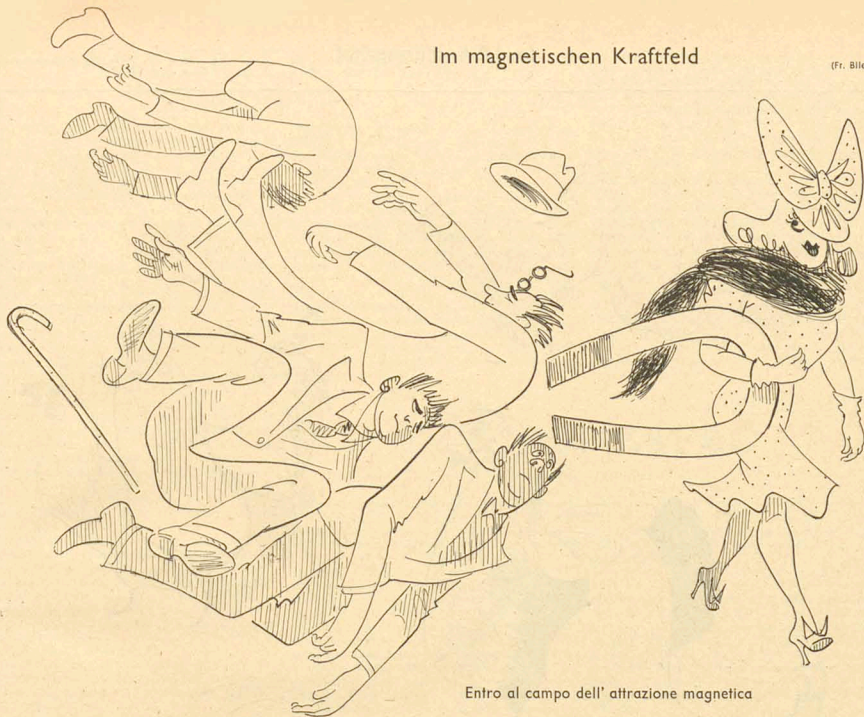
Auch die Wunderschlange wurde verfeinert und zur höchsten Überraschung aller mit einer eigenen Stimme ausgestattet. Zu diesem Zweck setzte er dem Leinwandkopf der gutmütigen Schlange ein längeres Rohr aus ineinandergesteckten Kranichgurgeln ein, an dessen Ende dann ein Vertreiber Alexanders mit feierlicher Stimme hineinorakelte. Nun fand es Alexander abermals an der Zeit, seine Werbung um Rutillia vorzubringen. Die Wunderschlange verkündete denn auch plötzlich der nicht ganz ahnungslosen Rutillia, daß sie in wenigen Tagen Alexander heiraten werde. Und siehe da! Der kaiserliche Steuerinspektor wagte nicht mehr, dem Orakel und damit einem so angesehenen Manne wie Alexander zu widersprechen. Er hatte auch keinen Grund mehr dazu, denn er erhielt von Alexander längst mehr Steuern als vom reichen Kaufmann Lucian, und das war auch für einen Steuerinspektor der alten Welt von entscheidender Wichtigkeit.

Als Alexander mit seiner geliebten Rutillia endlich vereinet war, tötete er seine Wunderschlange und verbrannte den Papierkopf. Denn nun war nicht nur der Zweck dieses Orakels erreicht, sondern er hatte auch genug verdient, um sich zeitweilen zu Ruhe setzen zu können.

Den Einwohnern von Abonuteichos ist damit allerdings ihre Orakelstätte verloren gegangen, und sie mußten sich wieder so wie früher nach Delphi wenden, um die Zukunft zu erfahren. So kam es auch, daß Abonuteichos im Laufe der Geschichte in Vergessenheit geriet und von seinen Orakelsprüchen nur ein einziger der Nachwelt erhalten blieb: Nämlich der von der Heirat des armen Alexanders mit der Tochter des kaiserlichen Steuerinspektors.

Sommertage - Giorni d'estate (Des Oberberger)





Entro al campo dell' attrazione magnetica

ENTLEIN AUF DER WIESE

VON HEINZ STEGUWEIT

In der Sommerwiese wuschelte ein Entlein. Weiß und flockig gab es der Flur einen Punkt von angenehmer Unruhe. Und da die Wiese beinahe uferlos schien, so weit ragte sie ins Gefild, so arkadisch schimmerte ihr Reich, sah das Entlein aus wie ein verlorenes, obzwar in seiner Einsamkeit schwebendes Wölkchen am grünen Himmel der Gräser und Kräuter.

Ich sah das Entlein, wie es naschte, hier ein Blättchen, dort ein Schlückchen; zuweilen blickte es sich um, als ahne es einen Störenfried, dann wibbelte es wieder achten und gab zufriedenen Laut.

Wenn ich ein Entlein wär' ... Gemach, aus den Auen holder Betrachtung sank ich zurück aufs härtere Erdröck zeitgemäßer Vernunft: Ein einsames Entlein, so abseits und bar aller Aufsicht, sollte das seine Ordnung haben? Derlei ungebundene Freuden gab es heute nimmer, solch ein Ullaub vom Alltag verstieß gegen die Regeln der Stunde. Wozu war ein Entlein auf der Welt? Zunächst, daß es äße, um später selber geüßt zu werden. Welch ein Beruf. Was für ein Leben. Lebenswert allein für uns, nicht für den weißen Vogel im arkadischen Gefild der Blumen und Kräuter.

Noch immer naschte das Entlein, hier ein Blättchen, dort ein Schlückchen. Zuweilen blickte es sich um, als ahne es einen Störenfried ... Ich war es. Und während ich zweifeln mochte,

wessen Schicksal mich dringlicher zu kümmern habe, das des heiteren Geflügels oder Jenes der harrenden Menschen, obsiegt in mir der humane Anstand über das poetische Gefühl. So ward das Idyll zur dramatischen Handlung, des Vogels Sorglosigkeit mußte ich beheben: Gutes Entlein, vom Himmel bist du nicht und keineswegs gefallen, wem also liefest du davon?

Ich haschte das Tier und fing es endlich, mochte es noch so flattern und lamentieren. Dann, das Entlein unterm Arm wie Hans im Glück mit der Gans, pilgerte ich dem nahen Gutshof zu, dünkte mich sehr pflichtgetreu: „Herr Nachbar, ich bringe Euch einen Ausreißer!“ Der Gutsherr schaute, zog die Augen schmal: „Nee. Ei was. Is meine Ente nich.“ „Ihr wohnt am nächsten bei der weiten Wiese, Herr Nachbar.“

„Sei's schon. Was mir nicht angehört, wie dürfte es mein eigen sein. Also bin ich ehrlich.“ Ich mußte weiter mit meinem Fund, vielleicht würde er jenseits des Waldes vermißt, wo der Müller seinen Weiber hatte und das hurtige Rad: „Herr Müller, ich bringe Euch einen Ausreißer!“ Der Müller grüßte artig, zählte seine Tiere nach, die dort im Teich sich tummelten, bald nach Pflanzen grüdelnd, bald nach Insekten, — Käptchen in das Wasser, Schwänchen in die Höh: „Nein, tut mir leid, is meine Ente nich.“ „Wem soll sie anders sein, Herr Müller?“

„Mich kümmert's wenig. Und wenn sie keinem angehört, meine Ente ist das nicht. Also bin ich ehrlich.“

So versuchte ich's noch oft. Die Bauern rundum nahmen's streng mit der Redlichkeit; was keiner besaß, wollte auch niemand behalten. Ich aber mußte zurück auf die Wiese, die beinahe uferlos schien, so weit ragte sie ins Gefild, so arkadisch schimmerte ihr Reich. Ein langar, ein mühsamer Weg, die Füße glommen und der Vogel jappte unterm Arm.

Als ein Bursch überberkam, ein dreister Kerl, er schritt am Stecken und kaute sauren Ampfer gegen den Durst. Ich fragte: „Wißt Ihr, wem das verlorene Entlein fehlt —?“ Er hielt lachend inne: „Wie sollte ich das ahnen? Gott ist mein Wirt und Mutter Grün macht mir das Bett.“

„So helfst mir doch. Weils das Entlein keinem angehört, will es auch niemand haben!“ Der Fremde schöpfte Luft: „Das ist etwas anderes. Ich sage Euch: Was keiner besitzt und was auch niemand haben will, das gehört am Ende mir allein. Also bin ich ehrlich.“

Hölte mir den Vogel aus dem Arm, tat einen drohenden Blick, jagte mich davon und machte schon Feuer für den ambrosianisch Braten.

Spät nachmittags kam ich heim und meine Mutter klagte: „Ich hatte ein Entchen basorgt, über Nacht ist es entlaufen.“

Was blieb mir übrig? Nur eine Prise Philosophie, und die macht wenig rund. Nicht der Ehrliche ist der Dumme, vielmehr Jener, der allzuviel fragt. Hornsch guckt er in die Röhre, in der sein eignert Vogel brutzelt, unwiederbringlich und dahin,



„Was haben Sie denn da für eine Mißgeburt?“

„Tja, da haben sie mir das Ei einer Zeitungsende untergelegt!“

Nel pollaio statunitense: “Che sorta d'aborto avete mai qui?.. — “Eh glà . . . m'hanno fatto covare l'uovo d'un 'canard, !..

ANDERSEN SPUKT

VON KURT GROOS

Am zweiten Weihnachtstag starb Kapitän Andersen. Er mußte sich einige Tage an das Totsein gewöhnen, was ihm aber bei seiner Gabe, sich in alle möglichen Situationen einzufinden, schnell gelang. So konnte er schon kurz vor der Jahreswende den Entschluß fassen, zu Neujahr zu spuken.

Andersens Geist tat sich mit Gleichgesinnten — es waren auch einige recht erfahrene Spuker — zusammen. Man beschloß, am nächsten Vesperfest bei Markus Hillersens mitzumachen. Hillersens Gasthaus lag etwas außerhalb Kopenhagens; zu Neujahr versammelte sich dort stets ein verteufteltes ausgelassenes Volk, tolle Mädchen, vor allem.

Andersen traf kurz vor Mitternacht ein. Vorher hatte er sich noch etwas in einem Warenhaus herumgerieben; dort hatte sich sein Astralbild in dem Gestänge eines Patentosters verfangen. Das machte ihn für den Abend etwas befangen, denn von den menschlichen Komplexen her war er noch ein wenig ängstlich in solchen Dingen und mußte die eigene Substanz ziemlich mühsam zusammenklauben, obgleich die erfahrenen Spuker über solche Umständlichkeiten nur lachten.

Andersen trennte sich von den geschliffenen älteren Geistern, die gleich in die Bierleitungen fuhrten; er setzte sich zwischen die Wangländer von Fräulein Helge Torsten und deren jüngerer Schwester.

„Dieser alte Sünder hat ja nun auch ins Gras gebissen“, sagte Fräulein Torsten, „Ach“, antwortete ihre Schwester, „du meinst wohl Andersen, dich immer verrückten, ewig besoffenen Kapitän, der sich immer einbildete, bei allen hübschen Mädchen zwischen 18 und 22 so große Chancen zu haben!“ „Ja, diesen alten Irren meine ich. Gott sei seiner Schnapsseele gnädig!“, sagte das ältere Fräulein Torsten, das 19 Jahre zählte.

„Seine Frau soll sich ja schon mit dem Anstreicher Olafsen trösten“, versicherte die jüngere Torsten, die beinahe noch hübscher war als Fräulein Helge.

Andersens Astralbild schäumte vor Wut; er gab sich Auftrieb und verließ sportartschillers Hillersens Gasthaus, um sich zu seiner einstigen Wohnung zu begeben. Dort saß seine Witwe, tiefverschwarz umhüllt, und tatsächlich saß auch der Anstreicher Olafsen dabei; sie tranken dünnen Punsch.

„Jetzt erst merke ich, was ich an ihm verloren habe!“, sagte die Witwe Andersen, die sich ihr ganzes Leben mit dem Kapitän herumgezogen und ihm das Leben nach jeder Saenreise zur Hölle gemacht hatte. „Ich glaube, daß ihn mir kein Mensch je ersetzen kann.“

„Wirklich, keiner?“ fragte Olafsen und sah die Witwe aus seinen verschwommenen Augen zärtlich an. „Olafsen, Olafsen, du bist ein Arger!“, drohte die Witwe Andersen und biß sich vor lauter Neckererei in den kleinen Finger der linken Hand.

Andersen wollte vor Wut platzen, besann sich aber darauf, daß das wieder Schwierigkeiten mit dem Zusammenklauben der Substanz machen würde; statt dessen kniff er den Anstreicher Olafsen ins Ohr. Natürlich kniff er ihn nicht nach menschlichen Maßstäben, er zwickte ihn gewissermaßen seelisch, so daß Olafsen auf einmal das Gewäch der Witwe Andersen lid wurde, aufstand, und dem irrationalen Ohrenpflup folgte.

Andersen zerte den Anstreicher bis zu Hillersens Gasthaus, bis zu dem Tisch, an dem die Geschwister Torsten saßen. Es war eine teuflische Lust in ihm, Verwirrung zu stiften. Der Anstreicher sollte genau wie er auf die abnormen Gänse hereinfallen, und er tat es auch. Er bestellte über seine Verhältnisse Getränke und gab gewallig an, und die beiden Torstens bemerkten sich so, als ob ihnen Olafsen ausnehmend gefiele. Andersen konnte ja diese Schlagen, die selbst noch die Toten schlecht machten; sollte auch Olafsen mal gründlich reinfellen!

Während der Anstreicher den Torstens weiter-schickerte, führte Andersen langsam, das ein Neuling über seine Verhältnisse gespuht hatte, er zog sich zurück und schlief ein, das heißt, er löste sich auf.

Am übernächsten Tag spukte Andersen weiter. Dieses Mal besuchte er eine Druckerei und ließ sich mit einer gewissen Wollust immer und immer wieder durch die Walzen einer Druckpresse gleiten. Das erinnerte ihn stark an das Karussellfahren aus der Kinderzeit; er war stets für sein Leben gern Karussell gefahren. Man druckte gerade Rechnungen für eine Krankenkasse, harmlose Sachen. Aber Andersen schauerte zusammen, als die nächste Drucksaße eingelegt wurde; es lief eine Büten-Familienkarte durch, ungefähr 150 Karten rollten durch die Presse und auf jeder Karte stand „Helge Torsten und Knut Olafsen empfehlen sich als Verlobte“.

DER SOMBRERO

VON HEINZ SCHARFF

Senhor Rodriguez Pesado, ein reicher kreolischer Viehzüchter, saß in Onkel Periquillos Barcalá. Seinen Sombrero hatte er aufgehängt, es war mörderisch heiß, wie es nur in El Oro heiß sein kann.

Rodriguez Pesado trank einen Pulque, jenen vergorenen Saft der Maguey-Agave, der eingekühlt wie Sekt durch die Gurgel fließt und leicht be-räuschend wirkt. Plötzlich sah er, wie ein Mestizze in den Saal trat. Senhor Pesado, der Sombrero vom Haken nahm und sich mit ihm entfernte wollte. Früher hätte man einen solchen Burschen über die Köpfe der Gäste hinweg einfach mit dem Lasso zurückgeholet, aber diese goldenen Zeiten werden nur mehr in Liedern besungen. Senhor Rodriguez Pe-tu hat tatsächlich nicht sein, Pesados, Sombrero war, nach und vertrat ihm unter der Tür den Weg. Höflich und ohne jede drohende Haltung sagte er zu ihm: „Maldito, verdammter Gringo, wohin willst du mit meinem Sombrero?“

Anstatt nun sofort den Sombrero abzunehmen, ihn ohne einen Laut Senhor Pesado auszuliefen und rasch zu verduften, wurde der Mestizze frech und verneigte sich mit den Worten: „No perdon, Senhor, das ist mein Sombrero!“ Der burschigen Augen-bräun hoch, ließ sich aber nicht aus der Ruhe bringen, er sprach nur um eine Nuance betonter: „Du dreifach gestotterte Höllehund, du gelber Mistkäfer, gib sofort meinen Sombrero her, oder ich schließe ihn dir vom Kopf, daß dir der Kürbis raucht.“

„Santa Maria“, duckte sich der Mestizze noch verschlagener, „por Dios, Senhor, das ist mein Sombrero!“

Der Viehzüchter blieb noch immer höflich, griff nur bestimmt nach dem Sombrero und wollte ihn dem andern vom Kopf ziehen. „Du verfluchtes Stinktier“, murmelte er dabei, „du verwegener Strauchritzer, gelynt gehört du wie dein Vater und Vatersvater.“

Kaum jedoch hatte er dies gemurmelt, verpaß sich der Mestizze so weit, daß er ihn anschrte: „Bei allen Heiligen, Senhor, so wahr ich Gonzales Contreras heiße, hier liegt ein Irrtum vor.“

Der reiche Pesado hielt sich noch immer im Zaum, obwohl seine Stirnadern bedenklich anschwellen. „So wahr ich Rodriguez Pesado heiße“, gab er herablassend zurück, „wenn du jetzt nicht sofort meinen Sombrero dorthin hängst, von wo du ihn genommen hast, werden deine Waisgen deinen Kadaver dort abschnaiden können.“

Gonzales Contreras aber behielt sein herausforderndes Benehmen bei und behauptete weiterhin stur, das wäre sein Sombrero.

So ging das noch eine Weile hin und her. Erst

Da hatte Andersen ja was schönes angerichtet; diese herrliche Torsten und der widerliche Anstreicher Olafsen! Es erfüllte ihn wiederum eine tolle Wut, er stürzte sich auf das vor der Maschine sich aufblühende Kartenpaket, er wollte es zerreißen und in alle Wind schleudern — aber er mußte erkennen, daß da nichts zu machen war, denn schließlich sind auch den Geistern gewisse Grenzen gesetzt.

Andersen zog tiefbekümmert ab und erfahrene Spuker, mit denen er sich später über den ganzen Fall unterhielt; rieten ihm, mal ein ganzes Jahr Entsatkmarkt im Spuk zu üben, damit er mit seinen Nerven wieder in Form komme.

Andersen folgte dem Rat dieser Erfahrenen und unterließ für zwölf Monate die ganze Spukerei. Dann aber, wiederum zu Neujahr, trieb es ihn erneut zu Hillersens Gasthaus. Es wurde ein herrlicher, genüßlicher Abend für ihn. Fräulein Torsten hatte sich von dem Anstreicher Olafsen ent-lobt und man feierte gerade das Höchstfest des Olafsen mit der Witwe Andersen. In seinem ganzen Leben hatte sich Andersen noch nicht so köstlich amüsiert!

als der Mestizze an der Bar mit Essig abgerieben wurde, sah Rodriguez im Pesado, daß der strittige Hut der Mestizze nicht sein, Pesados Sombrero war, sondern der lag, vom Haken herabgefallen, auf dem Boden.

Jetzt aber verlor der Senhor die langbewehrte Ruhe, eine blinde Wut erfaßte ihn. Und wie der Mestizze sein unverleitetes Auge öffnete, schleuderte er ihm den Sombrero mit den Worten ins Gesicht: „Da hast du deinen dreifachen Sombrero, du Malefizgringo, der Teufel hole dich samt deiner Großmutter!“ Und zum Vitz Periquillo gemeldet schrieb er: „Dieser Verbrecherkneipe sieht mich im Leben nicht wieder. Adios!“

Damit begab er sich zur Tür hinaus, jeder Zoll ein Grandee.

Periquillo bemühte sich um den über zugierichten Mestizen, den er als Gast nicht verlieren wollte, und schwur ihm zu, Senhor Pesado müsse sich bei ihm entschuldigen, sonst dürfe dieser Büffel von einem kreolischen Viehzüchter sein Lokal nie mehr betreten.

Rodriguez Pesado aber, an dessen Kundschaft ihm noch mehr lag, suchte er gleich andertags auf und bat ihn unter tiefen Bücklingen: „Senhor, ich wäre dafür, daß man den bedauerlichen Vorfall von gestern mit einer Entschuldigung aus der Welt schaffen würde.“

„Einverstanden“, sagte Senhor Pesado grübelnd, „der Gringo möge sich also nächstens in aller Form bei mir entschuldigen.“

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O. Nückel)



Im Krankensaal erklingt der erste Satz der „Unvollendeten“ aus dem Lautsprecher. Wieder einmal läßt der Zauber dieser Musik alle Schmerzen vergessen. Da ertönt aus dem Nebenzimmer eine Stimme voller Pathos und Überzeugung: „Das ist Schubert! — Schubert ist das! — Ist das nicht schön, als so ein — Philharmonisches Orchester?“

Und in den letzten Worten lag viel Verachtung.

H.Sch.

Das Goldene Kalb

(Erich Schilling)



„Komm nur, hab' keine Angst, ich schlachte dich ja nicht gleich, ich will dich erst noch vor meinen Kriegswagen spannen!“

Il vitello d'oro: „Vieni vieni, non aver paura! Io non ti macello subito, sai; prima voglio ancora attaccarti al mio carro di guerra!..“